D
15
.S4E7

LIBRARY OF SMITHSONIAN COLLECTION CONGRES

6 2B2

LIBRARY OF CONGRESS.

(SMITHSONIAN DEPOSIT.)

Chap. D15

Shelf, S4E7

UNITED STATES OF AMERICA.

Friedrich Christoph Schlosser

(geb. 17. Nov. 1776, gest. 23. Sept. 1861).

Gedächtnissrede

zur

Feier von Schlossers hundertjährigem Geburtstag

am 17. November 1876

in der Aula der Universität Heidelberg gehalten

von

Dr. B. Erdmannsdörffer

Professor der Geschichte.

Heidelberg.

Buchdruckerei von J. Hörning.

1876.

I15
.S4E7

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

Wenn wir die Gedenktage unserer grossen Künstler und Dichter feiern, so bringt ein Jeder das Gefühl dessen, womit er selbst bei dieser Feier betheiligt ist, in vollem Herzen mit sich; er ist sich der Einwirkungen bewusst, welche die Werke des Gefeierten auf sein inneres Leben ausgeübt haben und noch üben; in immer wiederholtem Genuss sind sie ihm gleichsam ein stets Lebendiges und Gegenwärtiges, und eine festliche Feier bei gegebenem Anlass ist nur wie eine einmalige Zusammenfassung und Steigerung aller der Empfindungen von dankbarer Verehrung und Bewunderung, die auch den täglichen Lauf des Lebens verschönern und erwärmen.

Bei dem Gedenktag eines grossen Gelehrten, eines wissenschaftlichen Schriftstellers ist das Verhältniss ein anderes. Wie bedeutend auch immer sein Einfluss auf Zeitgenossen und Nachfahren gewesen sein mag, das göttliche Geschenk ewig junger Gegenwart ist seinen Werken nicht verliehen, wie denen der künstlerischen Inspiration; eine kurze Spanne Zeit nur, und sie erscheinen uns in ihrem Werth, in ihrer Beziehung zu uns selber verändert und bedingt, durch geistige Gegenwirkungen, durch die Resultate weitergeführter Arbeit, durch den steten Wechsel der Zeit und der Fragen, die sie uns nöthigt und zugleich lehrt an die Dinge zu richten. Was von einem solchen Leben und Wirken überdauert, das ist nur in seltenen Fällen das volle Ganze, wie es einst in der Erscheinung stand; zumeist sind es doch nur einzelne glänzende Steine, die eingefügt sind in das vielfarbige Mosaik unseres geistigen Daseins, und wollen wir, bei festlichem Anlass, uns jenes einmal wieder vor die Seele stellen, so gilt es ein sich Besinnen, ein Zusammenfügen der noch erhaltenen und lebendig wirksamen Elemente mit denen, die der Fortgang der Entwickelung, für immer oder auch vielleicht nur für den Augenblick, bei Seite geschoben hat.

Wir feiern heute einen Gedenktag dieser Art. Die Universität Heidelberg hat es als eine Ehrenpflicht erachtet, den Tag nicht ohne festliche Erinnerung vorübergehen zu lassen, an welchem vor 100 Jahren Friedrich Christoph Schlosser geboren wurde, der gefeierte Geschichtslehrer dieser Hochschule, der grosse deutsche Geschichtschreiber, dessen Namen mit ihrem eigenen fast ein halbes Jahrhundert hindurch auf's engste verknüpft gewesen ist. Erst fünfzehn Jahre sind verflossen, seitdem die Bürger dieser Universität und die Bürger dieser Stadt an dem Grabe Schlossers standen; weithin in allen Kreisen des Vaterlandes leben und wirken noch zahlreiche Männer, die einst zu seinen Füssen gesessen, und manchem heutigen und früheren Bewohner Heidelbergs steht noch das Bild der markigen imposanten Greisengestalt vor der Seele, mit den scharfgeschnittenen Zügen, mit dem glänzenden strengblickenden einen Auge, das ihm geblieben, wie sie, in den letzten Zeiten schwankend aber ungebeugt, durch die Strassen der Stadt und auf den einsameren Spaziergängen der Umgegend dahinschritt. Dennoch lässt sich nicht verkennen, dass unser heutiges Denken in historisch-wissenschaftlicher, unser heutiges Empfinden in nationaler und politischer Beziehung, unsere heutige Beurteilungsweise der Welt und dem Leben gegenüber der Art Schlossers doch schon ziemlich fern gerückt ist. „Diese ganze Zeit und ihre Bildung ist in den letzten Jahren von uns abgewichen und wir von ihr"; so sagte er selbst, als er im Jahr 1860 zum letzten Male das deutsche Publicum anredete. Und das Wort ist richtig, und nicht bloss für seine letzten Lebensjahre: trotz aller Nähe der persönlichen Erinnerung liegt zwischen ihm und uns doch in vieler Hinsicht schon eine weite Kluft; nicht alle Stimmen herüber und hinüber werden noch verstanden, manche Klänge verhallen, während andere noch scharf und hell herüberdringen. Dem heutigen Tage aber wird es ziemen, wenn wir versuchen, die Hauptzüge dieses Lebens- und Entwickelungsbildes im Zusammenhang uns vor die Augen zu stellen — ich versuche es, indem ich, wie es der bemessene Raum dieser Stunde fordert, von dem reichen Stoff man-

ches Näherliegende bei Seite lasse und auf einzelne wichtige und minder bekannte Züge besonders aufmerksam mache.

Von den Nordmarken des Vaterlandes her ist uns Schlosser gekommen, aus jenen Bereichen altgegründeter Bürger- und Bauernfreiheit, in denen eine Reihe unserer grössten Geschichtschreiber wurzelt: Dahlmann stammt von dort, der Wismaraner, Niebuhr der Dittmarsche, Luden der Butjadinger. Die Heimat Schlossers ist das Ländchen Jever im Oldenburgischen, wo alte friesische Bauernart unter dem Schutze stiller Abgeschiedenheit und einer alterthümlichen Verfassung sich lange erhalten hat. Dort ist er in nicht sonderlich glücklichen Familienverhältnissen emporgewachsen. Der etwas leichtlebige Vater — er stammte aus einem von Oberdeutschland her eingewanderten Hause — hinterliess die zalreiche Familie in ziemlicher Zerrüttung der einst stattlichen Vermögensumstände, und die derb geartete, aber tüchtige und begabte Mutter waltete unter den zehn heranwachsenden Söhnen des Hauses mit einer Härte, die Schlosser selbst noch in späten Jahren als eine unvernünftige bezeichnete, und deren üble Folgen er nie ganz überwunden zu haben behauptete.

Daneben drängten sich doch schon früh Eindrücke an das junge Knabenleben heran, die den Blick über die engen häuslichen und heimatlichen Verhältnisse hinausführten. Der damalige Besitzer des Ländchens Jever, der Herzog Friedrich August von Anhalt-Zerbst, war einer der betriebsamsten unter den Fürsten jener Zeit in dem unwürdigen Geschäft, deutsche Miethstruppen den Engländern für den Krieg in Nordamerika zuzuführen; durch das ganze Reich schweiften damals die Zerbstischen Werber, und in Jever liess der Herzog diese Truppen sich sammeln, um von da aus eingeschifft zu werden. Noch in späten Jahren erinnerte sich Schlosser, wie unwiderstehlich er sich zu dem soldatischen Treiben hingezogen fühlte, das in dieser Zeit die kleine Stadt erfüllte; der lebhafte Knabe wurde von Soldaten und Officieren gern gesehen und war bald unzertrennlich von ihnen: es war natürlich, dass in diesem Verkehr mit Männern von so verschiedener

Bildung und Vergangenheit, wie sie in einem für Amerika geworbenen Regiment in jener Zeit aus allen Ecken Deutschlands zusammengewürfelt wurden, dem frühreifen Beobachtungssinn des jungen Schlosser Kenntnisse und Erfahrungen zuströmten, die weitab lagen von der engen Sfäre des heimatlichen Lebens, vieles wol auch, was seinen Jahren nicht eben gemäss war. Es tritt schon hier in ihm die Neigung zu Satire und sarkastischem Witz auf, die immer auf der Gabe scharfer Menschenbeobachtung beruht — „ich erhielt, erzält er selbst, eine unselige Fertigkeit Bemerkungen zu machen.“ und er fügt hinzu, wie übel es ihm bekam, als er diese Uebung aus der Wachtstube seiner soldatischen Gönner auch in die Schulstube fortzusetzen sich gewöhnte.

Bald aber traten andere Interessen in den Vordergrund. Seit dem neunten Jahre besuchte er die Lateinschule seiner Vaterstadt. Der Unterricht war für die gewöhnlichen Erfordernisse genügend, aber nicht für den ungestümen, planlosen Wissensdrang, der sich nun vom 12. Jahre an des Knaben bemächtigte. Die Periode der ungeregelten Lesewuth brach über ihn herein, die in diesem Lebensalter so oft zu beobachten ist; aber hier tritt sie sogleich in den colossalsten Dimensionen auf. Im Verlaufe von drei Jahren hatte er die mehrere tausend Bände starke Leihbibliothek des Ortes durchgelesen, natürlich ohne jeden Plan und Zusammenhang, ausser wie er sich etwa aus der Zusammensetzung der Bibliothek selbst ergab; und da war es von Bedeutung, dass neben Romanen, Reisebeschreibungen und Unterhaltungslectüre aller Art sich auch die wichtigsten Producte der neuen deutschen Literaturbewegung dort vorfanden, die Nicolai'sche Allgemeine deutsche Bibliothek und der Sebaldus Nothanker, aber auch Lessings Schriften und die Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten, und bald war der junge weit über das Maass seiner Lehrer hinaus belesene Gymnasiast, der die Anschauungen der deutschen Aufklärungsliteratur sich in seiner Weise ganz zu eigen gemacht hatte, mit einem Rüstzeug für religiöses Disputiren versehen, welches ihn für die Lehrer zu einem sehr unbequemen Theilnehmer an dem Religionsunterricht machte.

Erst in den letzten Jahren des Gymnasiallebens kam durch den Einfluss eines tüchtigen Philologen und Mathematikers Zucht und Methode in dieses ungeregelte Streben, Schlosser begann sich zu concentriren; neben dem eifrig betriebenen Studium der Mathematik und Physik trat die Beschäftigung mit Homer und mit den griechischen Historikern, besonders mit Thukydides, in den Mittelpunct seiner Arbeiten. Aber der Sinn, in welchem er diese Arbeiten treibt, ist doch schon hier völlig entschieden und mit entschlossenem Bewusstsein festgehalten: „auf eigentliche philologische Gelehrsamkeit habe ich nie etwas gehalten, noch weniger danach gestrebt, und sogenannte Adversarien zu machen, habe ich mein Leben lang gescheut wie das Karrenschieben.“ Die realen Resultate, die grosse Gesammtansicht des Ganzen, wie sie aus möglichst umfassender und häufig wiederholter Lectüre der Quellen sich dem inneren Anschauungsvermögen eines historisch angelegten Kopfes erschliesst: das ist das Ziel, dem er schon hier zustrebt, dem er immerdar treu geblieben ist.

Die Jahre des Universitätslebens kamen. Zu Ostern 1794 bezog Schlosser die Universität Göttingen, als Student der Theologie. Auch er hat diesen Weg durch die Theologie hindurch genommen, auf welchem bei uns in Deutschland so viele unserer hervorragendsten Geister erst die Richtung zu ihrem wahren Beruf gefunden haben. Aber fast wird es uns hier schwer, seiner eigenen Versicherung zu glauben, dass es vornehmlich äussere Gründe waren, der Hinblick auf den baldigen Erwerb einer gesicherten unabhängigen Lebensstellung, wodurch er zu diesem Entschlusse geführt wurde. Es lebt und gährt in dem jugendlichen Schüler der deutschen Aufklärungsliteratur doch ein mächtiger Drang nach den grossen Fragen nicht eben der Theologie, aber des religiösen Lebens hin; er ist eine ernst religiöse Natur, und da in ihm zugleich doch ein leidenschaftlicher Drang nach Wirkung, nach pädagogischer Bethätigung ist, so scheint der Beruf des Predigers nicht eben allzuweit von seinen natürlichen Dispositionen abzuliegen; hat doch sein ganzes Wirken als Geschichtslehrer immerdar etwas von Geschichtsprediger

an sich gehabt, und in einem seiner ersten Werke, in dem Buch über Theodor Beza und Pier Martir Vermigli, das im Jahr 1809 erschien, bekennt er sich offen zu der Tendenz, dass er in dieser Zeit der kriegerischen Thaten und des blühenden Weltruhms die Erinnerung an jene Zeiten der Reformation wieder wachrufen wolle, „wo die süsse Hoffnung künftiger Seligkeit kräftig und stark machte, gegenwärtige Leiden zu ertragen und ungeheure Arbeit zu übernehmen", auf dass über den Helden des Krieges die Helden des Glaubens nicht vergessen würden.

Jedenfalls Schlosser blieb während seiner drei Studienjahre in Göttingen und über dieselben hinaus der Theologie äusserlich getreu; erst in einem viel späteren Stadium seines Lebens hat er sich von dem Stande des Fachtheologen formell losgesagt. Aber allerdings führten ihn die Anregungen der Göttinger Hochschule und der eigene unersättliche Trieb nach universaler Bereicherung seines Wissens auch hier zu immer weiteren Kreisen. Vor allem die historischen Studien, zunächst von der Kirchengeschichte ausgehend, vertieften und erweiterten sich immer mehr. Von den damaligen Lehrern der Georgia Augusta waren es die Historiker Spittler und Schlözer und der Kirchenhistoriker Planck, die den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machten; doch trat er keinem von diesen persönlich näher; einsam, nur auf sich selbst gestellt, schon durch den Trotz der Armuth fern gehalten von jeder Berührung mit dem blühenden Reiz jugendfreudigen Studentenlebens — so verbrachte er die drei Jahre der Universitätszeit. Aber eben da hat er auch in unermüdlicher Benutzung der reichen Schätze der Göttinger Bibliothek den Grund gelegt zu jener colossalen, alles umspannenden Belesenheit, die im Laufe des Lebens immer wachsend und durch ein nie versagendes Gedächtniss unterstützt, gleichsam den Boden schuf, auf dem der künftige Universalhistoriker emporwachsen sollte.

Als Schlosser im Jahr 1797 die Universität verliess, war er mit der seltensten Fülle vielseitigen Wissens ausgerüstet, aber ohne weitere Subsistenzmittel, ohne baldige Aussicht auf Anstellung, ohne hilfreiche Freunde,

und vor allem ohne einen eigenen fest vorgezeichneten Lebensplan. So beginnt nun für den 21jährigen Candidaten der Theologie eine Reihe von Wanderschaftsjahren ohne ein bewusstes Ziel, ohne jeden sicheren Blick in die Zukunft; an verschiedenen Stellen ist er als Hauslehrer thätig, dazwischen hinein verwaltet er einmal für einige Zeit eine Pfarrstelle, und dann wieder macht er einen missglückten Versuch nach Russland auszuwandern, bis er endlich im Jahr 1800 in Frankfurt a. M. als Erzieher in dem Hause eines reichen und hochgesinnten Kaufherrn Georg Meyer eine Stellung fand, die ihn für längere Zeit fesselte, und in der sich zugleich ein enges persönliches Verhältniss anknüpfte, aus dem die treuste Freundschaft für's Leben wurde. Nur noch für einige Zeit hat er sich dann, als seine Erzieheraufgabe in Frankfurt vollendet war, aus diesem Kreise losgerissen, um in der Vaterstadt Jever eine Stelle als Lehrer an dem Gymnasium anzunehmen, und mit strengem reformatorischem Eifer hat er zwei Jahre lang daran gearbeitet, diese Anstalt aus dem herrschenden Schlendrian heraus zu höheren Leistungen emporzuheben: aber als dann im Jahr 1810 der Frankfurter Freund ihn von neuem zu sich rief, um in seinem Hause neben nur beiläufigen Erziehungspflichten jetzt ganz seinen literarischen Arbeiten zu leben, so folgte er freudig dieser Aufforderung, und von hier an hat er, zuerst in freier Stellung, dann als Professor der Geschichte an dem damals gegründeten Lyceum in Frankfurt gelebt, bis zu seiner Berufung nach Heidelberg im Jahr 1817.

Mit dieser Frankfurter Zeit aber ist die Periode von Schlossers eigentlicher innerer Entwickelung beendet: noch nicht der Geschichtschreiber, aber im übrigen die ganze geistige Persönlichkeit steht jetzt fertig und geschlossen vor unseren Augen.

Er hatte in diesen Wanderjahren durch drückende Verhältnisse sich hindurcharbeiten müssen, er hatte in peinlichen, beleidigenden, vielleicht selbst demüthigenden Lebenslagen sich befunden — er hatte dabei niemals sich selbst, niemals das stolze aufrechte Bewusstsein überlegenen Werthes ver-

loren. „Es ist eine eigene Sache, schreibt er später einmal, mit den Menschen und den Schicksalen: nur der, an dem gar nichts ist, geht durch das Leben mit hohem Nacken durch; jeder andere muss sich beugen und am Ende gar auf den Boden drücken lassen.“ Diese Prüfungszeit war für ihn erfüllt gewesen von dem reichsten Gewinn für sein ganzes geistiges Dasein; die verschiedenartigsten Sfären des Lebens hatte er kennen zu lernen gehabt, nicht durchweg die besten; seine Kenntniss der Welt und der menschlichen Verhältnisse hatte eine breite Grundlage eigener Beobachtung und Erfahrung gewonnen, während in derselben Zeit er doch immer auch die Muse gefunden, seine Studien in immer ausgedehnterer Weise fortzusetzen: es war in dieser Zeit, wo er zuerst durch umfassende philosophische Studien Ordnung und Zusammenhang in die gewaltigen Massen seiner realen Kenntnisse zu bringen begonnen hatte. Aber der Gesammtniederschlag aus Geschichtsstudium und eigener Lebenserfahrung zur eigenen Weltansicht war ihm ein überwiegend trüber geworden; eine herbe, weltverachtende, sarkastische Grundstimmung hatte sich seiner bemächtigt; er hatte, der bereits 35jährige, dessen eigenes inneres Leben sich in den Sfären reiner Idealität bewegte, im äusseren Leben noch nichts gefunden, was ihm den Glauben an reine und edle Menschlichkeit eindringlich und unmittelbar nahe gebracht hätte; er hatte früher gelernt zu verachten, als zu lieben. Da wurde der Aufenthalt in Frankfurt für ihn auch in dieser Beziehung entscheidend.

In den Aufzeichnungen über sein eigenes Leben, die Schlosser im Jahr 1826 schrieb, spricht er sich über eine grosse innere Wandlung, über die „moralische Genesung“, welche er dort im Jahr 1810 erlebte, nur in leisen Hindeutungen aus. „Es ward, so sagt er, mir eine neue Seite des menschlichen Lebens gezeigt; ich hörte auf, an allem wahrhaft Menschlichem zu zweifeln, ich machte innere Erfahrungen. Der Adel der menschlichen Seele, an den ich nicht mehr geglaubt hatte, und den ich nur in der Dichtung zu finden meinte, zeigte sich mir im äusseren Verkehr. Die idealischen

Träume meiner Jugend von Freundschaft und wahrem Leben schienen mir kein eitler Wahn mehr und ich gewann neuen Muth für den Kampf mit der Gemeinheit. Mein Herz ward zerrissen und geheilt und wenn ich unter einer kleinen Zahl schöner Seelen als Mann und als Tröster stand, so ward ich am mehrsten getröstet und mit der Menschheit, an der ich längst verzweifelt hatte, völlig ausgesöhnt.“ Nicht weiter lüftete Schlosser damals den Schleier seines Heiligthums; wir sehen jetzt dasselbe völlig enthüllt vor uns stehen in dem sehr merkwürdigen Briefwechsel, den einer der ältesten Schüler Schlossers und sein langjähriger Freund, Director Weber, in seiner Festschrift zur Feier dieses Tages herausgegeben hat.*)

Die grosse Lebenserfahrung, von welcher Schlosser selbst seine moralische Genesung datirt, war eine jener idealen Frauenfreundschaften, die in der Geschichte unseres literarischen Lebens seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine so eigenthümliche und oft einflussreiche Rolle gespielt haben. Schlosser trat in einen Kreis edler hochgebildeter Frauen ein, die der Frankfurter kaufmännischen Aristokratie angehörten, und die beseelt von dem Bedürfniss einer ernstlichen Verinnerlichung und Vertiefung des Lebens in Schlosser den gleichgesinnten Freund fanden, der ihnen hierfür die Wege zu zeigen und zu ebnen vermochte, sowie er selbst wieder aus diesem Verkehr die tiefgreifendsten Anregungen empfing. Da wurden nun vor allem die Freundinnen eingeführt in die Lectüre des Dichters, der von allen aus alten und neuen Zeiten und aus allen Literaturen Schlosser der innerlich vertrauteste gewesen ist, die Begeisterung seiner Jugend und die Bibel seines Alters, in die Lectüre Dante's, und von der tiefsinnigen Mystik der Göttlichen Komödie ausgehend verbreiteten sich dann die Gedanken und Gespräche weit über alle Höhen und Tiefen der innersten Geheimnisse des menschlichen Herzens, der ernstesten Fragen des menschlichen Lebens. Auf

---

*) G. Weber, Friedrich Christoph Schlosser der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken. Leipzig 1876.

diese Weise knüpfte sich hier eine Seelenverbindung, deren Bedeutung für Schlossers geistiges Dasein wir jetzt erst zu erkennen im Stande sind. Es liegt uns sein Briefwechsel vor mit der einen dieser Frankfurter Freundinnen, die ihm von allen am nächsten stand, Frau Katharine Schmidt; die Correspondenz wurde begonnen unmittelbar nach Schlossers Uebersiedelung nach Heidelberg (1817) und fortgeführt, mit wenigen Unterbrechungen, bis zum Tode der Freundin im Jahr 1847. Leider sind wir, wie bei dem Verhältniss zwischen Goethe und Frau von Stein, nur auf die Beobachtung von einer Seite her angewiesen, es sind uns nur die Briefe Schlossers erhalten: aber sie genügen, um uns die Wirkungen dieses Seelenbundes auf das innere Leben des Mannes völlig zur Anschauung zu bringen.

Wie seltsam muthet es uns da an, wenn wir Schlosser, diese männlichste aller Seelen, versichern hören, dieser Frau allein verdanke er seine geistige Rettung: ja noch mehr: „erst in dem geistigen Verkehr mit ihr, schreibt er einmal kurz nach ihrem Tode, habe ich die innere Kraft und den Sinn erworben, der die besseren Leser meiner Schriften mit den vielen Unvollkommenheiten derselben aussöhnt“; und noch drei Jahre später hören wir die Klage: „jetzt ist alles dahin, die Welt der Phantasie und der Idee ist mit ihr erstorben.“ Durch die lange Reihe der Jahre hindurch beobachten wir den innigen Verkehr der beiden Freunde, der nur noch vertrauter wurde, nachdem Schlosser in schon vorgerücktem Lebensalter (1827) durch die Hand der Freundin die Gattin zugeführt worden war. Er gibt ihr genauesten Bericht von seinem täglichen Thun, schildert Personen und Verhältnisse, mit denen er sich berührt, ergeht sich in schwärmerischen Schilderungen bald der Heidelberger Umgebung, bald der friedlichen Stille seiner Studierstube; zu allem Guten und Schönen sehnt er die Freundin herbei: „wir setzten uns, schreibt der 65jährige einmal, indem er sich die Freude eines Wiedersehens ausmalt, auf meinem Berge und schwärmten wie vordem, und das Schifflein der Phantasie und Begeisterung, das vor dreissig Jahren die Jungen schaukelte, würde auch jetzt den Alten nicht fehlen.“ Dieser

ganze Verkehr aber getragen und durchdrungen von einem Ton tiefernster mystisch angehauchter Frömmigkeit. Neben dem Dante hatte Schlosser der Freundin von Anfang an die Bibel in die Hand gegeben: er hatte ihr, erzält sie selbst in dem einzigen von ihr erhaltenen Brief, gleich im Beginn ihres Freundschaftsverkehrs einen Gedanken ausgesprochen, der fortan in allen Wechselfällen des Lebens ihr treuer Begleiter blieb: „es gibt keine Seligkeit, die nicht schon diesseits anfängt; wir müssen sie herniederziehen in unser Herz, sonst können wir ihrer auch später nie theilhaftig werden." Man hört den Schüler Dante's sprechen, der in späteren Jahren einmal schreibt: „meine Gedanken werden, so viel älter ich werde, so viel mystischer." In all dem aber enthüllt sich eine Tiefe und Zartheit des Gefühls, wie sie den Schlosser im Leben Näherstehenden wol auch schon früher kund gewesen sein mag — für das Bild des Mannes, wie es bisher in den weiteren Kreisen unserer Nation lebte, sind in diesem Briefwechsel, auch nach dem aus engster Vertrautheit heraus geschriebenen Nekrolog von Gervinus, neue Züge überraschender Art gewonnen.

Ich hebe eine Seite speciell hervor, die mir am wesentlichsten erscheint für das Verständniss seines geistigen Lebens.

Schlosser hatte in diesem Freundschaftsbunde seine Errettung gefunden aus den überreizten, verbitterten Stimmungen, mit denen er einst nach Frankfurt gekommen war. Er war gesundet. Er hatte jetzt eine erfreuende praktische Thätigkeit, vielseitigen belehrenden Verkehr mit allen den bedeutenden Persönlichkeiten, die vor und nach 1815 sich in Frankfurt zusammendrängten, er hatte genügende Muse zur Fortführung seiner Studien. Dann war die Berufung nach Heidelberg gekommen: mit glänzenden Erfolgen hatte er seine Lehrthätigkeit begonnen, und diese Erfolge blieben ihm immer getreu. Nicht minder stand er nun bereits in dem vollen Zuge des literarischen Schaffens; mit der „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser", die im Jahr 1812 erschienen war, hatte er die Periode der nur monographischen Arbeiten abgeschlossen; 1815 erschien der erste Band der „Welt-

geschichte in zusammenhängender Darstellung", der Boden war gewonnen, in dem sein Beruf als Geschichtschreiber recht eigentlich wurzelte, der Boden der Universalhistorie; nicht lange darauf entstand auch der erste Entwurf zu der „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts", und das Gebiet der politischen Geschichte, wo ihm die grösste und nachhaltigste Einwirkung auf die Zeitgenossen zu Theil werden sollte, war hiermit in den Kreis seiner Arbeiten hereingezogen. Fasst man dies alles zusammen, so würde es nahe liegen, sich hiernach das Bild eines Mannes zu entwerfen, der, mit der ganzen Fülle reicher und reifer Seelenkräfte begabt, in der vollen Freudigkeit des Schaffens und Wirkens von Aufgabe zu Aufgabe schreitet, des gewonnenen Standpunktes sicher und froh, mit sich selbst und mit der Welt im Einklang, oder, soweit das letztere nicht der Fall sein kann, immer bereit, im mannhaften Kampfe mit der Welt sie an seiner Stelle umgestalten zu helfen — und diesem Bilde entspräche dann wol auch die äussere Physiognomie seiner Erscheinung, die derbe Friesenart seines Auftretens und Sprechens, die selbstsichere Kritik und Satire, die gewaltig fordernde oder scheltende Art seiner moralischen Beurteilung von Welt und Leben.

Wie ganz anders geartet aber ist nun das Lebensideal, welches uns aus jenen Briefen entgegentritt; die wir unbedenklich als Selbstbekenntnisse fassen dürfen.

Das Maass dessen, was Schlosser in Bezug auf das Verhältniss zu Menschen von dem Schicksal für sich forderte, war ihm in jener Seelenfreundschaft, die ihn ganz erfüllte, überreich zu Theil geworden. Seine exclusive Natur begehrte nicht mehr; er hat nachmals nur noch wenige engere Beziehungen angeknüpft. Aber um so mehr kehrt sich nun bei ihm jene alte weltflüchtige, weltverachtende, ganz auf Contemplation und stille innere Arbeit an sich selber gerichtete Grundstimmung wieder hervor. „Mich interessiren, schreibt er einmal, alle Dinge weniger wegen der Sachen selbst, als wegen ihres Einflusses auf mich und mein Gemüth." In allen seinen Briefen kehrt als Grundton wieder die gehobene Stimmung darüber, dass

es ihm immer besser gelinge, sich innerlich von der Welt abzulösen, sich zu völliger Ruhe der Seele durchzuarbeiten und nur in der Seligkeit der beschauenden Wissenschaft und der Gedanken zu leben. „Sie können sich nicht vorstellen, schreibt er im Sommer 1818, wie wohl mir dabei wird, wenn ich an den Fortschritt denke, den ich seit drei Jahren in Rücksicht der inneren Ruhe gemacht habe, zu der ich natürlich nie völlig gelangen konnte, so lange ich nicht meine Welt um mich abgeschlossen hatte.“ Und in einem anderen Brief: „was kümmern uns die Menschen, so lange die Natur und der, welcher in ihr lebt, uns erquicken? in der That, es thut mir recht wohl, die Menschen zu meiden, ohne sie zu hassen, da ich durchaus keinen Gewinn aus dem Verkehr mit ihnen zu ziehen im Stande bin“ — es sind fast dieselben Worte, wie in jener barschen Anrede an das Publicum, womit er ein Menschenalter später, 1852, die vierte Auflage der „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ in die Welt schickte: „um die Menschen habe ich mich nie viel gekümmert, da ich auf das, was diese geben können, nie den geringsten Werth gelegt habe; Gott hat mir gegeben, was ich allein als Schriftsteller zu erwerben suchte, geistige Beschäftigung während eines langen Lebens und inneren Frieden, in dessen Schatten ich stets wieder flüchtete, wenn ich mich manchmal in's Sonnenlicht des Lebens gewagt hatte.“

Also nur dies, nur die innere Selbstbeschauung und Selbstvollendung des Individuums? Man erkennt, es liegt hier eine Grundansicht über Verständniss und Führung des Lebens vor, welche uns nöthigt, die Gestalt Schlossers ganz ausser Parallele zu stellen mit der Mehrzahl der Männer gleichen Berufs, gleicher geistiger Bedeutung in der gleichen Zeit. An das Leben Dahlmann's, der nur zehn Jahre jünger war, lässt sich die ganze neuere deutsche Geschichte von den Zeiten der Napoleonischen Machthöhe an bis zur Revolution von 1848 gleichsam angereiht erzälen; ja dieses Leben würde ohne die eingehendste Erläuterung aus der Zeitgeschichte überhaupt unverständlich bleiben; und von wie vielen ist das gleiche zu

sagen, wie von Arndt (geb. 1769), von Görres (geb. 1776), von so vielen anderen, die der nämlichen Generation angehören und denen das Schicksal die Gunst eines hohen Lebensalters zu Theil werden liess. Ganz anders Schlosser. Wol hat auch er mit hellem Auge und mit der ganzen Macht einer leidenschaftlichen Natur den Gang der gleichzeitigen Weltverhältnisse und besonders auch der deutschen verfolgt; mit den harten Keulenschlägen seiner mannhaften Entrüstung trat er allem entgegen, was unwahrhaft und gleissnerisch, was treulos und brutal, was das hohe Ideal humaner Sittlichkeit verletzte, das er in der Seele trug. Aber das war ein Kampf ausserhalb der eigentlichen Schlachtlinie. In diese ist er niemals eingetreten. In den grossen politischen Parteikämpfen, die von 1815 an bis in unsere Gegenwart hinein das Leben der Nation und so vielfach auch das Leben der Einzelnen zerrissen, hat er nie als activer Soldat mitgekämpft. Keine der bestehenden Parteien konnte ihn jemals den Ihrigen nennen, nicht während jener Erstlings- und Probekämpfe des deutschen Liberalismus in den süddeutschen Kammern der zwanziger und dreissiger Jahre, nicht selbst in der Revolution von 1848. Sein Standpunkt bleibt der einer kritischen Contemplation, die, getragen von einer durchgängig sehr niedrigen Schätzung all dieses Weltwesens, nicht darauf verzichtet, sich gelegentlich in sehr herben Angriffen zu ergehen, aber nie sich in das Detail der praktischen Fragen und Kämpfe des Tages einlässt. Die Briefe aus dem verhängnissvollen Jahr 1819 sind besonders charakteristisch. „Meine Freunde, schreibt er im September dieses Jahres, reden von nichts als Revolutionen; ich gestehe indessen aufrichtig, dass ich ihre Furcht nicht theile und auch nicht glaube, dass es damit weiter als in die Köpfe und in die Worte kommen wird; ich müsste meine Nation nicht kennen; übrigens wird es lange dauern, bis mich dies auf meinem Zimmer, wo ich immer mehr und mehr einheimisch bin, stört.“ Einige Wochen später sanctionirte der Bundestag zu Frankfurt jene berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, die bestimmt schienen, das innere Leben des deutschen Volkes in unauflösliche Fesseln zu schlagen und das

Wort Burke's zu widerlegen: „eine Nation kann man nicht verhaften“: in denselben Tagen, wo durch ganz Deutschland die Rufe der Verzweiflung und der Entrüstung hallten über das Attentat Metternichs, schreibt Schlosser an die Freundin in Frankfurt (25. October): „wie selig ich diese Ferien verlebt habe, das können Sie weder denken noch vorstellen; es war mir so friedlich und so freundlich, mein ganzes Leben so einig und so gleich; überhaupt gleitet es in dem Verhältniss gleichförmig unbemerkt dahin, als mich die Aussenwelt weniger berührt.“ Er sieht zwei vollbeladene Auswandererschiffe den Neckar hinab nach Mannheim fahren, in wenigen Tagen werden die Armen in Holland sein und sich nach Amerika einschiffen: ganz trunken von der Schönheit des Heidelberger Herbsttages gibt er ihnen nur den bedauernden Vorwurf mit auf den Weg: „ein solches Land, wie doch das südliche Deutschland ist, so ganz zu verlassen!“ Und wiederum, viele Jahre später, in den schwülen Decembertagen des Jahres 1837, wo das Schicksal der Göttinger Sieben sich entschied, erhält er einen Brief von Dahlmann, der ihm die Katastrophe der Vertreibung als bevorstehend meldet; wer könnte sich Schlosser bei der Unthat Ernst Augusts anders vorstellen als emporflammend im hellen Zorn, blitzend und donnernd, wie er es so wol vermochte? Gewiss hat er auch die allgemeine Entrüstung getheilt und ausgesprochen, aber wie befremdend berührt uns doch der kühle, gleichgiltige Ton, worin er über den empfangenen Brief nach Frankfurt berichtet (4. December): „Dahlmann sei etwas hypochondrisch, er sehe wohl die Sache zu dunkel“, ist seine Meinung.

Die Bedeutung der heutigen Feier macht es selbstverständlich, dass diese Anführungen hier nicht gemacht werden, um daraus irgend welche Anklagen oder Vorwürfe herzuleiten. Wol aber sind dieselben geeignet, uns zur Besprechung der naheliegenden Frage hinüberzuführen, die uns hier zuletzt noch beschäftigen soll: wie ist es gekommen, dass dieser Schriftsteller, mit dieser geistigen Disposition, mit diesem fast quietistischen, von den politischen Kämpfen und Interessen seiner Zeit abgewandtem Sinn, dennoch

einer der wirkungsreichsten politischen Geschichtschreiber geworden ist, die wir in Deutschland gehabt haben?

Schlosser war mit seiner ganzen Bildung der Sohn des achzehnten Jahrhunderts; in den Idealen und Aufgaben dieses Zeitalters wurzelt er, nicht eigentlich in denen der Zeit, in welche seine Hauptthätigkeit fällt. Man wird gewiss nicht unrecht thun, wenn man in jener den Schein der Gleichgiltigkeit erregenden Zurückhaltung gegenüber dem öffentlichen Leben der Gegenwart wenigstens zum Theil das Erbstück der von der Politik abgewandten deutschen Stimmungen des achtzehnten Jahrhunderts erkennt. Und ebendahin, als in das Zeitalter der blühenden individualistischen Weltanschauung, weist ja auch jener Zug nach innerer Abschliessung und Vollendung der Persönlichkeit, den wir bei Schlosser in so starkem Maasse entwickelt sehen. Und ebendahin, als in das Zeitalter der kosmopolitischen Ideale, weisst ja auch jene von ihm so oft und so stark geäusserte Abneigung gegen jedes Streben nach directer Einwirkung auf Zeit- und Volksgenossen: es ist die Gesinnung, die Schiller einmal mit den bezeichnenden Worten ausgedrückt hat: „es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben, einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich."

Nicht minder aber gilt dies im Grunde auch von seiner Thätigkeit als Geschichtschreiber. Die beiden grossen Aufgaben, denen er in der Historiographie nachstrebt — Durchführung des Gedankens der wissenschaftlichen Universalgeschichte, und Verschmelzung von politischer und Culturgeschichte zu einem organischen Ganzen — hat das achtzehnte Jahrhundert schon früh gestellt; Voltaire, Herder, Schlözer u. v. a. wirkten in dieser Richtung, die dem allgemeinen Streben des Zeitalters nach Totalität der Erkenntniss und nach einheitlicher Zusammenfassung entspricht. Wenn Schlosser in seiner „Universalhistorischen Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur" die ungeheure Aufgabe in dem grossen Stile löste, der diesem Werke, trotz aller partiellen Veraltung, doch noch auf lange Zeit hin

seinen eigenartigen Reiz und Werth erhalten wird: so überbot er darin alle vor ihm gemachten Versuche unendlich weit, aber er schloss sich an begründete Richtungen an. Die „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ folgte, und man kann auch von ihr das nämliche behaupten. Von diesem Werke aber, das noch heute zu den bekanntesten und gelesensten unserer historischen Literatur gehört, ist recht eigentlich erst die Popularität Schlossers in allen Theilen Deutschlands und seine politische Einwirkung auf die Zeitgenossen ausgegangen. Es ist (abgesehen von dem ursprünglichen kurzen Entwurf) im Jahr 1834 begonnen, im Jahr 1848 vollendet worden. In seinen einzelnen Bänden, wie sie im Lauf dieser vierzehn Jahre aufeinander folgten, geht es gleichsam schrittweise einher neben dem Entwickelungsgang des öffentlichen Lebens in Deutschland von den Wiener Ministerconferenzen und den erneuten Demagogenverfolgungen ab durch die erfrischenden hoffnungsfreudigen vierziger Jahre bis zum Ausbruch der Revolution hin. Man hat oft behauptet, dass die Schlosser'sche „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ zu den geistigen Werkzeugen gehöre, welche die Bewegung von 1848 vorbereitet haben. Der Satz würde unrichtig sein, wollte man dabei an irgend welches zweckbewusste Wirken denken, aber wahr ist er in dem Sinne, dass kein historisches Werk aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den politischen und socialen Tendenzen, von denen jene Bewegung in ihrem Ursprung getragen wurde, innerlich gemässer und verwandter gewesen ist, als dieses Werk des Heidelberger Geschichtschreibers.

Diese Verwandtschaft aber liegt an einer allerdings entscheidenden Stelle.

Die Erhebung des bürgerlichen Mittelstandes in Deutschland zur Theilnahme an dem activen politischen Leben der Nation: das ist das Ziel, nach welchem jene ringenden Jahre strebten; es ist überhaupt der Gedanke, an dessen Verwirklichung die europäische Menschheit seit den Tagen der Aufklärung und der Revolution gearbeitet hat.

Und in derselben Sfäre liegt nun auch der entscheidende Punkt, an welchem sich die innere Uebereinstimmung unseres Historikers mit den

dominirenden Richtungen seiner Zeit zu erkennen gibt. Schlosser hat es nie über sich vermocht, in dem Streit über Verfassungsformen und Verfassungsmöglichkeiten einem bestimmten Programm sich hinzugeben; aus seinem weltumspannenden Ueberblick über Völker und Zeiten entsprang ihm viel mehr ein Gefühl von der Relativität aller dieser Fragen, als die Ueberzeugung zu Gunsten irgend einer einzelnen Lösung. Aber in einem Punkte hat er Partei ergriffen, und in dem wichtigsten; die Weltansicht, die für die bürgerlichen Mittelklassen der Gesellschaft die gebührende Stellung fordert, ist auch die seinige. Ein specifisch bürgerlicher Zug geht durch die gesammte Schlosser'sche Geschichtschreibung, am schneidigsten durch sein letztes grosses Werk. Das ist die einzige politische Tendenz, die er verfolgt, und sie fällt bei ihm unmittelbar zusammen mit der moralischen Tendenz. Sie tritt bei ihm nirgends in systematischer Formulirung auf, aber sie wird überall durchgefühlt. Sie gibt sich, nach der Art des Mannes, viel seltener in dem Hervorbrechen warmer Sympathie für das Element des nationalen Lebens, mit dem er sich selber eins fühlte, als in den Aeusserungen seines grimmigen Hasses gegen alle Reste aristokratisch-feudaler Staats- und Gesellschaftsordnung, die ihm mit Recht als gefährlichere Feinde erschienen, als selbst der strengste Absolutismus. Im Jahr 1813 begegnete Schlosser in Frankfurt dem Freiherrn von Stein; auf dessen Frage, wie es bei ihm daheim stehe im Ländchen Jever, war die Antwort: „schlecht, Excellenz, grundschlecht, aber doch noch besser, als an den meisten anderen Orten, denn wir haben keine Edelleute im Lande." Die Rücksichtslosigkeit dieser Worte, gesprochen einem Freiherrn von Stein gegenüber und gesprochen einige Monate nach jenem grossen Königsberger Landtage, wo die Blüthe des ostpreussischen Adels das Werk der nationalen Befreiung eingeleitet hatte, ist unvergleichlich; sie ist aber zugleich charakteristisch für die Stärke des bürgerlichen Empfindens, die in ihm lebte und ihn völlig beherrschte.

Und dies war es, was die öffentliche Meinung jener gährenden dreissiger und vierziger Jahre in Deutschland in den Schriften Schlossers richtig

durchfühlte. Der deutsche Liberalismus erkannte seine wahre innere Bundesgenossenschaft mit dem spröden zurückhaltenden Mann, der es verschmähte, sich in den Streit des Tages zu mischen, und wol oft von seiner hohen Warte herab mit barschem Scheltwort jede Gemeinschaft ablehnte; aber wenn man dann die zürnende Dantegestalt dahinschreiten sah durch das Inferno der Fürstenhöfe des achtzehnten Jahrhunderts, dann lauschte man begierig seinen Worten, man liess sich erschüttern und erbauen von der Wucht und Strenge seines sittlichen Urtheils, und eine reiche Fülle geschichtlicher Erkenntniss und erhobener politischer Gesinnung strömte aus seinem Werke hinüber in die Herzen seines Volkes, des Theiles wenigstens, welcher ihn verstehen konnte und wollte. Die liberalen Elemente in Deutschland haben aus seiner Hand ein reiches, wolbereitetes Rüstzeug historischen Wissens für ihre Kämpfe empfangen; kräftigender aber noch wirkte, was er aus seinem Herzen gab, die Anschauung eines goldreinen, starken, unerbittlichen und unbestechlichen Charakters. Stärker ist sein Einfluss gewesen auf den Muth und die Gesinnung des Kampfes und der Vernichtung des Alten, als auf die Ideen der Wiedergeburt und der Neugründung; aber eben in dieser Stärke und dieser Schwäche begegnete er sich mit der Natur des Liberalismus selber.

So steht Schlosser da als einer der wirkungsreichsten historisch-politischen Lehrmeister unseres deutschen Bürgerthums in einer entscheidungsvollen Periode seines Kampfes um sein Recht. Diese Periode können wir heute als geschlossen, diesen Kampf als siegreich beendigt betrachten. Es werden Zeiten kommen, wo die Leistungen des Mannes für die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Geschichte vielleicht noch weniger als zum Theil schon jetzt den fortgeschrittenen Ansprüchen der historischen Methode und Technik genügen werden. Aber dieses Verdienst darf und wird ihm nicht vergessen werden, und vornehmlich auch in diesem Sinne lassen Sie an dem heutigen Tage der Erinnerung in der Huldigung uns einigen:

Ehre seinem Gedächtniss!

LIBRARY OF CONGRESS
0 020 994 084 A